

«Hine matov uma nai'm ... » - Liturgie für die Freunde Gottes

1 Liebe Freunde und Freundinnen

In einem nüchternen reformierten Gottesdienst ist diese Anrede eher ungewöhnlich. „Liebe Brüder und Schwestern“ tönt eher altertümlich oder frömmlicherisch, „meine Damen und Herren“ etwas förmlich, „Genossen“ zu sozialistisch und „Manne und Fraue“ hat bei uns in der Schweiz einen Mundgeruch. In der Regel heisst es: liebe Gemeinde. Die verschiedenen Anreden signalisieren eine gewisse Verlegenheit. Wer kommt eigentlich zusammen? Es gibt so etwas wie eine präzise Verschwommenheit der Bezeichnungen, wenn es um das Definieren der Gottesdienstgemeinde oder der Kirche geht. Sie kreisen um das simple Faktum einer *Versammlung*. Was im Englischen „congregation“ oder „assembly“ heisst, im Griechischen „Synagoge“ oder „Ekklesia“ oder im Hebräischen „qahal“, ist zunächst unspezifisch eine Zusammenkunft. Im deutschen Begriff „Gemeinde“ oder „Gemeinschaft“ steckt das Gemeine oder Allgemeine.

Wer ist also die Gottesdienstgemeinde? Und warum ist sie „*lieb*“? Es ist nicht allein dem Thema der Tagung geschuldet, dass ich behaupte: *die gottesdienstliche Gemeinschaft ist eine Zone der Freundschaft*. Das ist nun wahrhaftig keine revolutionäre These. Es ist doch nur natürlich, dass diejenigen, die sich mögen, das Bedürfnis haben, zusammen zu feiern! Was aber unterscheidet die christliche Gottesdienstgemeinschaft in dieser Hinsicht von der Feier religiöser Atheisten? Provokativer: Was ist das Proprium der christlichen Freundschaft verglichen mit der Freundschaft von Sozialisten, Mozartverehrer oder Hell's Angels? Ist es nicht immer derselbe Klebstoff, der Menschen verbindet, wenn sie sich versammeln: „Sympathie“ in verschiedenen Gesinnungs- und Geschmacksvarianten? Vielleicht hilft uns ein alter Freund auf die Sprünge. In der Bergpredigt definiert Jesus eine neue Freundschaft, indem er der natürlichen Freundschaft – auf eine ziemlich schockierende Weise – eine andere Richtung gibt.

Ihr habt gehört, dass gesagt wurde: *Du sollst deinen Nächsten lieben* und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, so werdet ihr Söhne und Töchter eures Vaters im Himmel; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr da erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüsst, was tut ihr da Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden? Ihr sollt also vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.

Diese Freundschaft ist sehr besonders. Sie ist revolutionär. Sie ist radikal inklusiv, weil sie die Horizontale durch die Vertikale unterbricht und die Verbindung natürlicher Banden durchkreuzt. Sie macht denen einen Strich durch die Rechnung, die sich auf Kosten von Anderen verbrüdern. Sie bestreitet das menschlich allzu menschliche Gefälle von „gleich und gleich gesellt sich gern“. Sie ist geistlich und nicht natürlich. Sie ist grenzenlos. Sie schliesst nicht aus. Sie ist vollkommen. Das ist ihr Kennzeichen. Es ist das Mass, an dem die Freundschaft der Gemeinde, die sich auf Jesu beruft, gemessen wird. *Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben: was tut ihr da Besonderes?*

„Liebe Freunde und Freundinnen Jesu“ ist also weder eine förmliche noch informelle, noch frömmlicherisch noch altertümliche Anrede, die wir mehr oder weniger passend empfinden mögen: es ist *seine* Anrede. Sie gehört ihm. Es ist *Jesus*, der uns so anspricht. Sein Bund mit uns schafft eine Verbindung zu uns und unter uns. Wo zwei sich in seinem Namen versammeln, ist er der *Dritte im Bunde* und im Grunde genommen, auch der *Erste* und *Letzte*. Darin liegt das Besondere der gottesdienstlichen Versammlung. Sie kommt zusammen und kommt zustande, weil *er* sammelt und sendet, heilt und segnet, spricht und berührt. *Er* heiligt die Versammlung: er beginnt und vollendet sie. *Er* lädt ein, nicht wir; *er* hat uns erwählt, nicht wir ihn. Also ist die gottesdienstliche Gemeinschaft nicht nur eine Zone menschlicher Freundschaft – *sie ist eine Wirkung der göttlichen Freundlichkeit*. Der Geist der Zuversicht erfüllt sie, die Gnade bestimmt sie und der Segen wandelt sie.

Das ist die gute Botschaft. Sie müsste alle froh und glücklich machen. Warum sind aber unsere Gotteshäuser am Sonntagmorgen – mehrheitlich – leer? Wie kommt es, dass Gottes Freundlichkeit nicht alle berührt und bewegt? Das müsste uns, die wir uns Christen nennen, doch beunruhigen. Beunruhigt es sie? Sind unsere Versammlungen so freudlos, dass andere nicht merken, wie herzlich lieb sie Gott hat? Könnte es am Ende sein, dass die Art und Weise, wie *wir* feiern, *sie* nichts davon spüren lässt, wie herzlich *ER* alle Menschen liebt? Sie merken, auf was ein solches Fragen hinausläuft, liebe Freunde. Auf die Frage nach der Vermittlungskraft der Liturgie. Auf die Frage, wer *wir* sind und was unsere Rolle ist. Auf die Frage, wer *sie* sind, die nicht kommen. Auf die Frage nach der Begrenzung und der Öffnung der Gottesdienstgemeinde. Wo hört „wir“ auf und wo fängt „sie“ an, wenn Gott *alle* einlädt, die mühselig und beladen sind? *Das ist die schwierige Seite der guten Botschaft*.

2 Die schwierige Seite der Gnade – das Gericht

Von dieser Schwierigkeit dürfen wir nicht schweigen. Mehr noch: wenn wir uns nicht klar darüber werden und anderen klar machen, dass die *Kehrseite der Gnade unser – nicht ihr – unser Gericht ist*, verwechseln wir die Freundlichkeit Gottes mit einer religiösen Komfortzone. Ich sage es lieber mit einem Gleichnis, das die Schnittstelle von Gnade und Gericht in ein bewegtes Bild rückt. Beim grossen Gastmahl (Lukas 14, 16 - 24) geht es um den denkbar schönsten Anlass für eine Versammlung. Es wird zum Fest geladen. Zuerst hören die Auserwählten die Einladung und dann, weil sie kein Interesse zeigen, kommen andere zum Zug. Die Letzten werden die Ersten und das Privileg wurde zum Sakrileg. Denn wer der Einladung nicht folgt, schliesst sich aus – beraubt sich selbst der Gemeinschaft der Heiligen. Willy Fries hat es nach dem Krieg – unter dem Eindruck der Bilder aus den Konzentrationslagern – gewagt, das Gleichnis in beklemmender Weise umzusetzen.

Der dunkle Hintergrund des Gerichts soll aber nicht Angst machen, sondern den Gottesdienst ins richtige Licht rücken. Der Kontrast verhindert Träumerei. Es geht darum, nüchtern und realistisch das grössere Bild zu erkennen und mit Dynamiken zu rechnen, die sammeln und zerstreuen. Man kann das Evangelium ohne diese Kontraste nicht verstehen. Sie entstehen, weil das Letzte ins Vorletzte eingebrochen ist und das Reich Gottes eine Wirklichkeit bezeichnet, die in der Welt aber nicht von der Welt (Joh 17,11-19) unter uns wirkt, aber nicht von uns beherrscht, verfügt oder bestimmt werden kann. Das ist die konstruktive Seite der schwierigen Gerichtsbotschaft: wir sollen nicht richten, wir werden gerichtet. Wir scheiden nicht – wir sind die Ausgeschiedenen, die Gnade gefunden haben, die Sünder, die mit Würde empfangen, die Besitzlosen, die geerbt haben.

Das Aufregende des christlichen Glaubens besteht gerade darin, dass es dem Herrn gefallen hat, ein Diener zu werden und der Gott, der in der Schar der Freunde Jesus verehrt wird, der Vater *aller Menschen* sein will. Das ist die Botschaft des Evangeliums. Und das scheidet die Geister. Deshalb provoziert der Gottesdienst das Gericht und die Liebe Gottes weckt den Hass der Welt (Joh 17). Also stirbt Jesus, damit Gott die Welt mit sich versöhnt (2 Kor 5,17 ff). Also ist es nur konsequent, wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt:

Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, so werdet ihr Söhne und Töchter eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.

An dieser Verbindung liegt alles: wer Jesus nachfolgt, hat eine neue Sicht auf die Welt. Nicht wer sich um sein Seelenheil kümmert, ist Kind Gottes, sondern wer nicht mehr richtet und die Welt sein lässt, was sie sein soll: Gottes geliebte Schöpfung. *Sie* soll befreundet, versöhnt und erlöst werden. Ihr Schalom ist die Sorge der Gemeinde. Das zeichnet wiederum die Gemeinde aus. Dass sie die Welt – im Horizont des Himmelreiches – neu sehen lernt: im Licht der

kommenden Zeit, in der kein Tod mehr sein wird, kein Geschrei und keine Gewalt. In den Abschiedsreden des Johannes zieht Jesus seine Jünger ins Vertrauen und lässt sie teilhaben an dieser Sicht:

Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete. Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiss nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich Freunde genannt, weil ich euch alles kundgetan habe, was ich von meinem Vater gehört habe.

In dieser Umbenennung kommt die Pointe zu Tage: die Verbindung Jesus-Vater-Freunde macht den Bund. Und Jesus ist der Mittler. Das ist das grosse Thema der Abschiedsreden: dass wir Freunde Jesu sind, weil wir an seiner Sendung teilhaben. In der Zwiesprache zwischen Sohn und Vater (Joh 17,20-22) kommt es ans Licht:

Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, so wie wir eins sind: ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt und sie geliebt hast, so wie du mich geliebt hast.

2 Hine matov uma nai'm shevet achim gam yachad.

Das ist eine schöne Botschaft: vollendet in der Einheit. Beide Stichworte möchte ich vertiefen. Das Vollendet-Sein (griech. *tetéleimenoí*) ist ein Passiv. Etwas geschieht mit der Gemeinde – es ist eine Erfahrung, die sie macht. Natürlich ist es kein Zufall, dass dieses Wort an prominenter Stelle in der Passion wieder fällt. Es ist das letzte Wort Jesu: Es ist vollbracht (griech. *tetélestai*). Im Johannesevangelium ist das Kreuz die Erhöhung oder Vollendung. Es ist die Kehrseite der Einheit. Sie ist ganz und gar nicht schön – oder mit Rudolf Bohren – eine neue Schönheit, die durch den Schmerz gebrochen wurde. Wann immer sich die Freunde Jesu um den Tisch versammeln, um seiner zu gedenken, erinnern sie sich auch an die Nacht, in der Jesus verraten wurde. Die vollendete Einheit wird wiederhergestellt. Sie geht durch den Tod in ein neues Leben, das erst als Vorzeichen sichtbar und greifbar wird. Die wieder hergestellte Einheit, das gerettete Leben und die vergebene Schuld werden symbolisch greifbar im Sakrament. Darum taucht sowohl in den Verbindungszeichen der Taufe als auch im Abendmahl die Rede von einer Verbundenheit wieder auf, die auch in der Bitte Jesus um die Einheit der Gemeinde auftaucht: *damit sie eins seien, so wie wir eins sind: ich in ihnen und du in mir.*

Was ist daran so bemerkenswert?

„Ich in Dir und Du in mir“ ist eigentlich eine Verschmelzungs- und Vereinigungsformel. Sie steht für die Liebe. Sie zielt auf eine Einheit, die in Psalm 133 gepriesen wird. *Hine matov uma nai'm shevet achim gam yachad.* Siehe, wie fein und köstlich es ist, wenn Geschwister in Einheit zusammen wohnen. Auf der Einheit liegt das Gewicht. Sie ist sozusagen das Besondere. Im Talmud wird die Frage gestellt: „Wie kannst Du den Namen beschreiben? Und die Antwort lautet: Jachid. Er ist der EINE. Hier steht dasselbe Wort. Die

Einheit oder Eintracht der geschwisterlichen Gemeinschaft ist also darum etwas Köstliches, weil sie an das Kraftfeld der göttlichen Einheit angeschlossen wird. Im Psalm 133 fließt denn auch viel Öl. Symbol der Fülle, der Lebens- und Segenskräfte.

Aber was ist denn daran so besonders? Ist nicht das Geschwisterliche selbst ein Garant für die Liebe?

Wer die Bibel kennt, weiss: es ist nicht so. Im Buch Genesis beginnt das Leben jenseits von Eden mit einem Totschlag. Kain erschlägt seinen Bruder Abel. Dass Geschwister einträchtig beisammen sind, ist weder im leiblichen noch im metaphorischen Sinn eine Selbstverständlichkeit. In allen apostolischen Briefen wird deshalb die Gemeinde ermahnt: *Bleibet fest in der brüderlichen Liebe* (Hebr 13:1) oder *seid allesamt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich* (1. Petrus 3.8). Auch in Psalm 133 ist die Eintracht – so übersetzte es Luther – eine Einheit, die sich auf das Volk Gottes bezieht. Der Psalm ist Wallfahrtslied. Im Blick sind Pilger, die einmütig zum Tempel ziehen.

Man kann also die Verheissung auch auf die Gemeinde münzen oder auf die Kirche: Wie fein und wie lieblich ist es, wenn wir nicht so zerbissen und zerstritten wären. Wie viel Segen würde fließen, wenn wir nicht unter den Zerwürfnissen zwischen den Konfessionen litten? Wie stark wäre unser Zeugnis, wenn wir eins würden?

Aber der Psalm sagt nicht: schau, wie schlimm es um Euch steht! Nein. Hier wird gesungen. Siehe, wie fein und wie lieblich ist es. Der englische Prediger und Theologe Spurgeon sagt es so: *In diesem erhabenen Stück der hebräischen Poesie kann sicherlich auch der schärfste Kritiker kein unfeines Wort entdecken, alles ist Lieblichkeit und Licht.* Spurgeon hat Recht. Dieses Wallfahrtslied ist eine Schau der gottgeschenkten Einheit. Sie wird nicht beschworen. Sie wird erlebt, erglaubt und erhofft.

3 Liturgie als *unio mystica*

Wenn wir Glück haben, liebe Freunde Jesu, erfahren wir die Einheit. Darum besingt die Gemeinde die eigene Liebe in immer neuen Liedern. (Kleine Bestätigungsrituale erhalten die Freundschaft.) Von Graf Zinzendorf stammt „Herz und Herz vereint zusammen“. Es enthält das ganze Programm. Manchen mag der liebespietistische Schwulst und Schmalz auf den Wecker gehen. Es tropft und trieft gehörig ... Das ist Geschmacksache! Aber theologisch gelesen sind diese Strophen ein wunderbar verdichtetes, feines Gewebe biblischer Texte. Einige habe ich schon zitiert. Ich beschränke mich auf die Auslegung erste Strophe.

Herz und Herz vereint zusammen / sucht in Gottes Herzen Ruh'!

Lasset eure Liebesflammen lodern / auf den Heiland zu!

Er das Haupt, wir Seine Glieder, / Er das Licht und wir der Schein;

Er der Meister, wir die Brüder, / Er ist unser, wir sind Sein.

Dass sich eine Herzengemeinschaft vereint, ist die natürliche Gabe – oder Hingabe – der Liebe. Aber diese Einheit ist noch nicht vollkommen. Sie sucht in Gottes Herzen Ruh. Zinzendorfs Herzengemeinschaft sehnt sich nach einer höheren Einheit. Sie strebt eine Vollendung an, die keine natürliche Gemeinschaft je erreichen kann. Ein Bild aus dem 131. Psalm illustriert es.

HERR, mein Herz will nicht hoch hinaus,
und meine Augen blicken nicht hochmütig,
ich gehe nicht mit grossen Dingen um,
mit Dingen, die mir zu wunderbar sind.

Fürwahr, ich habe meine Seele
besänftigt und beruhigt;
wie ein entwöhntes Kind bei seiner Mutter,
wie das entwöhnte Kind ist meine Seele ruhig in mir.

Hier spricht der Beter zu seiner Seele. Und die Vereinigung ist die Erfahrung des entwöhnten Kindes an der Brust der Mutter – ein Kind, das nicht mehr quengelt und schreit, weil es satt ist – besänftigt, beruhigt und aufgehoben, als ob es noch im Bauch der Mama wäre. Zinzendorf ist kein Quietist. Von ihm stammt ja auch der Schlager: *Wir wolln uns gerne wagen, der Ruhe abzusagen*. Und deshalb lodern die Liebesflammen der geeinten Schar dem Heiland zu. Zuerst ist Weihnachten und dann wird Pfingsten. Er bei uns und wir zu ihm. Es ist das Bild der leidenschaftlichen Zuneigung einer Gemeinschaft, die sich am Feuer entzündet, das niemals erlischt, weil es sich dem „holden Freund“ zuwendet. Er ist das Licht. Er ist die Quelle. Er ist das Leben. *Er der Meister, wir die Brüder, er ist unser, wir sind sein*.

Auch hier also die Reziprozitätsformel. Sie begegnet auch im Hohelied der Liebe. Dort singt die Sängerin: *„Mein Freund ist mein, und ich bin sein.“* (Hl 2,12). Die gegenseitig versicherte Hingabe – sie ist das Gegenteil der Kontrolle. Sie sucht die vollkommene Öffnung für den anderen. In der körperlichen Liebe: heisst die Formel „ein Fleisch“ (Mt 19,5f) – in der geistlichen Liebe heisst es: sie werden ein Herz und eine Seele (Ag 2:44). Die Liebe steigert die Freundschaft zu ihrer höchsten Form. Sie ist Ausdruck des äussersten Vertrauens. Kontrolle würde sie zerstören. Menschen, die sich ganz aufeinander verlassen, werden eine Einheit, weil sie sich verschenken. Sie geben ihr Innerstes. Sie teilen sich mit. Sie sind Liebende und Sterbende zugleich, verbündet und vereinen sich, Es gibt keine Freundschaft ohne eine Spur dieser letzten Gabe.

Die höchste Form der zwischenmenschlichen Einigung, wird in der Folge zur Metapher für die vollkommene Gott-Mensch-Beziehung. Tatsächlich gibt es eine spannende Karriere der Wendung „ich in dir und Du in mir“. Es geht hin und her mit ihr. Sie ist vom Hohelied, das die körperliche Liebe besingt, in die mittelalterliche Minne gewandert. Im sehnsuchtsvollen Gesang verehrt der Sänger niedrigen Standes die hohe Dame. Sie ist für ihn unerreichbar. Nur mit

wohlgefälligen Worten und Musik kann er die Kluft überwinden. Die ersungene Einigung ist eine des Gefühls: was dem Leib nicht vergönnt ist, wird umso inniger im Geist empfunden. Die höfische Minne wiederum lieferte die Vorlage für die mystische Gottesliebe. Sie kann nicht körperlich sein. Sie richtet sich auf ein Du ein, das unerreichbar ist und doch ganz nahe an der Seele, die sich nach ihm verzehrt. *Ich in Dir und Du in mir* sagt der Beter zu Gott. Es ist die innigste Bezeugung gegenseitiger Zuneigung. Nur so ist Freundschaft mit Gott möglich.

4 Den Christus im Anderen lieben

Siehe wie fein und wie lieblich ist es, wenn Herz und Herz vereint zusammen sind. Wer wollte es bestreiten! Wer hat nicht lieber Konkordanz als Konkurrenz. Aber das pietistische Ideal der ersungenen Einheit kann unversehens in eine erzwungene Vereinnahmung kippen. Wer von uns hat sie noch nie erlebt, liebe Freunde: die Macht der religiösen Manipulation. Es gibt ein kleines feines Büchlein, das die Herzensgemeinschaft zum Thema hat und gleichsam alles tut, um diesen Übergriff zu bekämpfen. In „Gemeinsames Leben“ entfaltet Dietrich Bonhoeffers grundsätzliche Überlegungen zur Theologie und Anthropologie der christlichen Gemeinschaft. Es geht nicht spezifisch um den Gottesdienst, aber in der idealtypischen Beschreibung des gemeinsamen Tages handelt Bonhoeffer vom Singen, Beten, Bibellesen, aber auch der Arbeit und der Tischgemeinschaft. Was auf diesen 100 Seiten steht, ist bemerkenswert nüchtern und streng. Immer wieder kommen Hinweise auf das katholische bzw. apostolische oder monastische Erbe. Originell ist das nicht. Aber ein Gedanke wird in provozierender Schärfe entfaltet. Die Mittlerrolle Jesus wird radikal gedacht. Die Pointe dieser Sicht zeigt sich in der Auslegung der Liebe. Wir lieben einander nur dann, wenn wir den Christus im anderen lieben.

Vielleicht ist es die preussische Härte, die einem etwas schaudern lässt. Und ob man die natürliche und geistliche Liebe so trennscharf auseinander zu dividieren kann, ist sehr fraglich. Wir sind aus Fleisch und Blut, auch wenn wir ein Herz und eine Seele sind. Wir sind keine Engel. Gegen ein solches Zugeständnis hat Bonhoeffer nichts einzuwenden, solange klar bleibt, dass wir – gerade dann wenn, wir auf Wärme, Zuneigung und Anerkennung hoffen – einander enttäuschen. Mehr noch: wir bleiben auch im frommen Versuch, unsere natürliche Beschränktheit zu überwinden, gescheiterte religiöse Existenzen. Die Praktiken des Glaubens dienen deshalb auch zu einer heilsamen Distanzierung. Das gemeinsame Beten, Lesen, Singen und Feiern verbindet uns mit Christus, damit Christus uns verbindet. Die Fraternität der christlichen Gottesdienstgemeinschaft ist nicht das Resultat einer Gefühlsduselei. Sie ist aber nicht durch die Einhaltung frommer Gesetze zu erreichen. Christliche Gemeinschaft lebt aus dem gemeinsamen Gebet und zielt auf den gegenseitigen Dienst, weil Christus kommt und Wohnung nimmt, wenn man ihn ruft.

Was Bonhoeffer beschreibt, ist Glaube als Lebenspraxis und Leben als Glaubenspraxis. Es geht gar nicht ohne Freundschaft. Aber Freundschaft entsteht auch nicht ohne Gemeinschaft. Es gibt keine Konkordanz ohne Konvivenz. Darum feiert die Gemeinde Gottesdienst: um die Freude zu erfahren und dem Erschrecken nicht auszuweichen, das unweigerlich einkehrt, wenn die Eintracht der Geschwister auch einmal zwieträftig wird. Im Ernstfall des Lebens wird aktualisiert, was Christus für uns bereitet und zwischen uns realisiert hat. Im Empfang der Sakramente werden wir wieder gewiss, dass das, was in uns gebrochen ist, geheilt und das, was wir verbrochen haben, vergeben ist.

Dass Bonhoeffer in „Gemeinsames Leben“ die Praktiken des Glaubens für den Einzelnen und die Gemeinschaft sozusagen bis zum Sakrament hin durchbuchstabiert, ist liturgisch und ekklesiologisch relevant. Wenn Christus das Haupt ist und wir die Glieder, werden wir in, mit und durch *ihn* Gemeinde – oder wir bleiben, was wir sind: ein Haufen mehr oder weniger religiös erregter Sünder. Erst die sakramentalen Akte machen sichtbar, was Kirche ist: eine Gemeinschaft *gerechtfertigter Sünder* und zugleich eine *Gemeinschaft gerechtfertigter Sünder*. Sakramental gesehen ist die gemeinsam geübte Glaubenspraxis eine durch Christus geheilte Religiosität. Darum macht Bonhoeffer die Unterscheidung von natürlich und geistlich so stark.

5 Die Energie der göttlichen Freundschaft

Ich habe Zinzendorfs und Bonhoeffers Auslegung nebeneinander und nacheinander gestellt, weil sie als zwei Pole einer Spannung gesehen werden können, die die geistliche Liebe zusammenhalten. Zinzendorf macht den *Geist* stark, der ausgegossen ist in unsere Herzen (Röm 5), Bonhoeffers Nächstenliebe macht den *Christus* stark, der die natürliche Liebe unterbricht und überbrückt, weil in ihm Mensch und Gott unvermischt und ungetrennt vereint sind. Die *inhabitatio* steht zur *incarnatio* nicht in Konkurrenz – sie beschreibt die innergöttliche Konkordanz. Von einer Herzensgemeinschaft Gottes kann man sprechen, weil Gott die Liebe ist (1 Joh). In den Abschiedsreden kommt die Reziprozität dreistellig und nicht zweistellig zur Sprache. Das heisst: eigentlich wird sie erfleht, wenn der Sohn den Vater bittet: *Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, so wie wir eins sind: ich in ihnen und du in mir.*

Die Erweiterung der Einheit der Herzensgemeinschaft durch die innergöttliche Dreieinheit, ist für den Gottesdienst höchst relevant. Sie ermöglicht den Kontakt mit Gott. Wäre Gott eine geschlossene Entität – ein *totaliter aliter*, das sich nur lieben lässt – könnten wir ihn nicht lieben. Gott geht aus sich heraus. Er ist ein Immanuel, ein Ich-bin-für-Euch-da. Gott lässt sich in Mitleidenschaft ziehen. Seine Inkarnation ist so radikal, dass er am Ende in uns wohnt, sich hingibt und für uns stirbt. Kann er uns ein grösseres Zeichen der Freundschaft geben? Weil er nicht danach gierte, wie ein Gott zu sein, sondern sich erniedrigte und

gehorsam war – bis zum Tod am Kreuz – darum erhöht in Gott und jedes Knie wird sich beugen und jede Zunge bezeugen, dass er der Herr ist. (2 Phil 2,44) Ich zitiere ein Lied, das Gott lobt und den Schmerz nicht ausspart.

Das macht die Kraft der geselligen Gottheit aus, an der wir Anteil haben. In der Orthodoxie wird zwischen dem unzugänglichen ewigen Sein Gottes und seinen zugänglichen Energien unterschieden. Aus Gott heraus fließt die Kraft seiner Gnade, seines Erbarmens und seiner Liebe. Nach der Lehre des Athosmönchen Gregorius Palamas (1296-1359) ist die Gemeinde der Heiligen eine Sphäre, die durch diese Energien geschaffen werden.

6 Liturgie als Vollendung

Wenn ihr die liebt, die euch lieben, was tut ihr da Besonderes? fragt Jesus – und fordert eine vollkommene Freundschaft, die keine Grenzen setzt. Kein Gottesdienst kann ihr gerecht werden. Jede Liturgie setzt zwangsläufig Grenzen. Um mitfeiern zu können, müssen Praktiken beherrscht werden und die Sprache bekannt sein. Der Ritus selbst sortiert aus. Wer gar nichts versteht, ist ausgeschlossen. Hier gibt es aber einen erheblichen Spielraum zum Guten wie zum Schlechten. Man kann Liturgien gastfreundlich machen. Es gibt so vieles, das jeder Mensch versteht: die Umarmung, den Tanz, die sanfte Berührung, das Spiel, das Essen und die Musik. Es sind freundschaftsstiftende Gaben der Begegnung. Nichts davon ist im Gottesdienst verboten, wenn auch nicht alles geboten ist. Ich habe wenig dazu gesagt, wie man das bewerkstelligen soll, weil es mir um das Grundsätzliche ging. Ich glaube, die Lehre von der Heiligung hilft, die unmögliche Forderung Jesu besser zu verstehen. Durch die Erneuerung des Gottesdienstes können wir keine herzlichere Gemeinschaft fabrizieren. Wir würden die Stunde am Sonntagmorgen hoffnungslos überfrachten, wenn wir sie mit dem Anspruch feiern wollten, dass sich jeder und jede in jedem Augenblick wohl und willkommen fühlen soll. Letztlich geht es darum, dass wir bereit sind, mehr von unserem Leben miteinander zu teilen. Es gibt keine Konkordanz ohne Konvivenz. Es kann keine Erneuerung der Liturgien geben, ohne Erneuerung unserer Gemeinschaft. Das Eine führt zum Andern und vollendet die Einheit. Wenn wir es wagen, *in ihm* etwas *von uns* zu geben und etwas *vom Anderen* zu empfangen. Jesus wohnt in unseren Freundschaften. In Sprüche 27:9 heisst es *Salböl und Räucherwerk erfreuen das Herz, und die Herzlichkeit eines Freundes ist mehr wert als duftendes Holz. Besser ein Nachbar in der Nähe als ein Bruder in der Ferne.* Siehe wie fein und wie lieblich es ist, wenn wir einträchtig beisammen wohnen! Dann kommt Eine und ruft: *Schmecket und sehet, wie gut ist der Herr!* Und ein Anderer fragt: *Riecht ihr es nicht? Es duftet der Wohlgeruch Christi.* Und der Dritte singt: *Herz und Herz vereint zusammen.*